

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1922

12 (19.3.1922)



Vierteiljährlich: bei Agenten 4.— M.,
direkt bei der Verlagshandlung bei
wöchentl. Fronlosgeldung 10.— M.,
bei der Post beträgt 4.30 M.

Evangelisches

Anzeigen kosten 1.50 M., (Stellenangebote
ab. Anzeigeb. — M., Chiffre-Anzeige
1.25 M., die viergegr. Anzeigeb. jeils
ab. der. Raum. Postzeit. — Kat. Nr. 1839

Kirchen- und Volksblatt

Sonntagsblatt für Baden.

Nr. 12.

Sonntag, den 19. März 1922.

63. Jahrgang.

Eigenglück oder Volkswohl?

Sonntag Oculi über Jeremia 45.

Vied Nr. 257: Laß mich, o Herr, in allen Dingen auf deinen Willen sehn.

In einen jungen Menschen wohl sind die Worte dieses kurzen Kapitels gerichtet, an Baruch, den Schüler und Mitarbeiter des Propheten Jeremia. Er hatte die Aufgabe bekommen, des Propheten Reden in ein Buch zu schreiben und sie so der Mitwelt und Nachwelt zu erhalten, daß sie nicht verwehen wie Schall und Rauch. Mit großer Gewissenhaftigkeit unterzieht er sich dieser Aufgabe. Wir besitzen durch ihn ein lebendiges, treues Bild der Prophetenpersönlichkeit. Aber nicht nur die Gewissenhaftigkeit macht uns diesen Mann interessant, sondern vor allem die Art und Weise, wie er innerlich zu seiner Arbeit Stellung nimmt. Luthers Uebersetzung nennt ihn gewöhnlich „Schreiber“, und wir stellen uns aus Unkenntnis vielleicht einen trockenen, faden „Federfuchser“ vor, der Sätze und Abschnitte in ein Heft malt, also eine rein mechanische Arbeit, die nicht nach jedermanns Geschmack ist. Wir stellen ihn vielleicht auf die gleiche Stufe mit dem Banklehrling, der in Einsamigkeit Tag für Tag Zahlen in Bücher einzutragen hat oder den vom Chef diktierten Brief abschreibt. Gewiß war die Arbeit des Baruch vielfach eine mechanische. Der Prophet diktiert ihm „in die Feder“, oder Baruch begleitet ihn zum Tempelfest, auf den öffentlichen Markt und schreibt hernach nieder, was sein ungetrübtes Gedächtnis treu behalten hat. Einmal hat man ihm auf Staatsbefehl die Arbeit von Jahren verbrannt, und Baruch muß von neuem beginnen. Allein Baruch betreibt diese äußerliche Schreibarbeit nicht äußerlich, er legt seine ganze Seele hinein. Was er aufschreiben muß, bedeckt nicht nur das Papier, er schreibt es auch in sein eigen Herz. Hundert andere wären Schreiberseelen gewesen, — Baruch setzt sich innerlich mit dem Geschriebenen auseinander. Er ist ein Lehrmeister für alle geworden, die sich über eine rein mechanische Arbeit beklagen, — und Ungezählte ziehen an Ostern wieder in solche Betriebe mit mechanischer Arbeit. Auch Baruch darf keine „eigene Gedanken“ aufzeichnen, nur seines Herrn Worte und Anordnungen; er ist darüber aber nicht ein „seelenloser“ Angestellter geworden, der nur seine Geschäftsstunden abfährt und auf die Feierstunden des Vergnügens wartet. Er reißt über seiner „unselbständigen“ Arbeit zum wahren Menschen heran.

Gewiß, Jeremia diktiert ihm keine Preislisten und Geschäftsbriefe. Aber aus seinen Preislisten und Geschäftsbriefen kann der Angestellte von heute manches herauslesen, was Jeremia in ununterbrochener Folge seinem Schüler zur Niederschrift vorgesprochen hat: seines Volkes wirtschaftlichen Niedergang und politische Knechtung. Auf allen von Jeremia diktierten Blättern steht dasselbe: Juda wird vernichtet, die Stadt wird erobert, die Gottlosigkeit wird sich durch Hunger und Krankheit und Blutvergießen bitter rächen! Einen gedankenlosen Schreiber hätte das einmal aufgeregt und nicht wieder. Ein gedankenloser junger Mann von

heute schüttelt einmal den Kopf über die stetig steigenden Preise, die sein Herr ihm diktiert, aber er findet sich bald wieder damit ab; die Gehälter werden ebenso steigen. Anders Baruch. Er lebt mit seinem Volke. Soll es wirklich mit diesem je länger je schlimmer werden? Muß es denn so sein? Gibt es denn kein Einhalten? Und wenn das Volk dem Gericht zureist, — bin ich nicht jung, habe ich nicht einen Anspruch auf Lebensfreude, habe ich denn das Unglück verdient? Dem Schreiber, der Jahr um Jahr die Berichte des Niedergangs seines Volkes aufzeichnen muß, kommt es mit steigender Kraft zum Bewußtsein: hier Dokumente des Niedergangs, — und ich begehre persönliches Glück! Meine Jugend verlangt Emporsteigen — und hier geht alles zu Ende! Welch eine schrille Dissonanz! „Weh mir, wie hat mir der Herr Jammer zu meinem Schmerze hinzugefügt! Ich seufze mich müde und finde keine Ruhe!“ Baruch gehörte nicht zu den Jungen, die sich bei eigenem guten Verdienst und leichtem Vergnügen über des Volkes Not hinwegtäuschen können. Sein Glückstreben macht ihm Gewissensnot.

Der Prophet gibt seinem Freunde einen wichtigen Rat: Begehrt nicht Eigenglück, wo Volk in Not ist! Wo des Volkes Häuser in Trümmer liegen, begehrt nicht ein eigenes Haus! Sei dir der Schicksalsgemeinschaft mit deinem Volke bewußt! Nicht sein eigen Leben zu zimmern, ist deine Aufgabe, sondern mit deinem Volke zu leben! Mit deinem Volke Gefangenbrot zu teilen, wenn es in Gefangenschaft zieht! Dann sollst du dein Leben zur Beute haben! — Jugend stellt sich „Leben“ ganz anders vor. Glück finden, das sei Leben. Jeremia weiß es besser. Wir sind nur, was wir für die Gemeinschaft sind, für das Reich Gottes, wie es Jesus uns gelehrt. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes... so wird euch solches alles zufallen.“ „Es ist Jesu Weg, den der Prophet hier weist. Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer es verliert um meinerwillen, der wird es finden.“

Verstehen wir Glückshungrigen der Gegenwart, was Jeremia durch Baruch uns sagt? Was wir sind, sind wir mit unserm armen Volke!

L. C.

Der Besuch.

Von Jeremias Gottbelf.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mutter, sollte ich nicht noch zur Base Patin gehen? Jetzt war's vielleicht noch Zeit, und sie könnte zürnen, wenn ich mich nicht zeigte.“ frug Stüdeli. „Hast ganz recht,“ antwortete die Mutter. „Es ist eine wunderliche Base, lange macht die es nicht mehr, aber nichtsdestoweniger ist sie eine gute und dich hatte sie immer besonders lieb, und so oft ich sie sah, fragte sie nach dir. Aber säume dich nicht lange, sonst kommst mitten unter die Kirchgänger.“ Die Base wohnte zu unterst im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häusern

vorbei, bei welchen wenige Menschen zu sehen waren. Das Dorf schien fast verlassen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und Zeitungen über die Gottesdienstlichkeit hinaus, aber die meisten schliefen noch, die andern schliefen wieder, die dritten kochten und die vierten und Hoffärtigsten strahlten und rissen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben sollte und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es dasselbe für das schönste gehalten im ganzen Kanton, jetzt schüttelte es über gar vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Gesichtern kamen ihm gar häßlich vor, sie hingen wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster hinein. Obgleich es Sonntag war, sah es gar nicht aufgeräumt aus, Gerümpel hinter dem Hause und vor dem Hause, alles bunt durcheinander. Die Misthaufen schwammen in einer braunen Sauce, die sich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermischte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffee machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man stärkern und bräunern Kaffee als oben im Dorfe. Bei der Base Haus sah es nicht schöner aus als bei den andern und war ihm doch dasselbe von Jugend auf wie ein kleines Himmelreich erschienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Base was Gutes. Es weiß kein Mensch, wie mancher Eierkuchen dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert.

Drimmen im Hause ging es ihm nicht besser. Die Base war sehr freundlich, zog für Stüdeli und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit sie glaubte, den guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaubte, es hätte sie nötig, Mangel sehe man ihm keinen an, im Gegenteil, es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser, als Stüdeli preßierte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, niedrig, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Preßieren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle, und als es zum Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute wohl expref eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Teile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hintertüre unbemerkt entweichen zu können. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause.

Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht, wie es komme, setzte es hinzu, „aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen“. Ich weiß nicht, taten sie gegen mich expref so oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so, und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zuleid getan, daß sie so gegen mich sind. Die Mutter sagte nicht viel dazu, als: „Es wird dir nur so vorgekommen sein“, was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Zepfer in der Küche heute selbst zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegessen werden sollte, nicht viel Zeit mit Schwätzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleisch, welche aufgestellt wurden, waren ausgewählt und alles mit besonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß sie es nicht verlernt, daß sie es noch könne.

Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelassen, ob sie ihr im Stübli decken solle, oder ob sie mit den andern an Tisch wolle. Stüdeli wählte das letztere. „Wenn ich abart

essen würde, da taten sie erst recht mich verspotten. Ich müßte immer hören, wie ich hochmütig geworden, eine Emmentaler Bäurin vorstellen wolle; wenn sie eine solche wäre, so hätte sie doch das Kindertwägeli nicht ziehen, sondern mit Ros und Wägeli kommen sollen, und was solche Sachen mehr sind. So redet man doch da oben bei uns nicht miteinander,“ grollte Stüdeli.

Bei Tische fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an, und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: „He, weil Stüdi so ganz eine Emmentalerin ist und so emmentalerisch redet, hier sagt man den Kirsi“, aber Stüdeli sagt immer Kriesi wie im Emmental; ich sage künftig nur das Kriesi-Stüdi.“ Stüdeli kriegte ein rot Gesicht, die andern lachten, die Mutter sagte: „Du bist immer der frechste, Sämti, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, sonst —. Weißt du nicht, daß Beinamen anhängen eine Sünde ist? Einen Namen gibt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das sind die Namen, die gelten sollen und die geben sie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzutut, der tut's ins Teufels Namen, merk dir dies, Bub! Kriesi oder Kirsi läßt Gott wachsen, und an jedem Ort sagt man, wie es Brauch ist, Kriesi oder Kirsi, und es ist beides gleich gut, und niemand hat das Recht, den andern auszulachen. Weißt es, Bub!“ „Ja, Mutter, ich lachte nicht deswegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Früher konnte es auch Kirsi sagen wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmut Kriesi, es meint, das sei vornehmer,“ sagte Sämti so mit der rechten Flegelhaftigkeit eines übermütigen Schuljungen. „Sag' du mir, wie du willst,“ sagte Stüdeli, „es ist mir gleichgültig.“

Stüdeli wollte jetzt ausbrechen. Es wollte zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei, und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Ros und Wägeli?“ frug der Vater. „Zweifle,“ antwortete Stüdeli. „Die Pferde haben gestern stark gearbeitet, und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen, man müsse gegen die Tiere Verstand haben, so gut als gegen die Menschen.“ „So kann ich dich eine Strecke fahren,“ sagte der Vater, „meine taten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag arbeiten können.“ Stüdeli ließ sich auf dieses Kapitel nicht ein, sondern bat ihn, seinetwegen nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut, und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten; wenn es fahren wolle, müsse es heimkommen, da hätte man Ros und Wägeli, um es wegzuführen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen. „Ja,“ ergänzte die Mutter, „ich will es begleiten und eins von den Mädchen zieht das Wägeli schon,“ und somit war die Reise geordnet.

Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämti war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd schämte, jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafteste Verteidiger gegen den Vorwurf der Hochmütigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntagsnachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüstun und sie auszufüllen mit Liederlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladensjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamsells, die Damen und Junker frägt: „Laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht?“ wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Rede am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande!

*) Schweizerische Bezeichnung für Krieschen. (Schluß folgt)

Aus Welt und Zeit. 11. März 1922.

Es hat den deutschen Reichskanzler Wirth Mühe gekostet, aber er hat's schließlich fertig gebracht, die Regierungsparteien einschließlich der Deutschliberalen für den Steuerbergleich willig zu machen. Die Deutschliberalen haben allerdings ihre Bedingungen gestellt. Ueber die Verwendung der Steuermittel muß Klarheit bestehen, jedenfalls dürfen sie nicht zur Deckung der Fehlbeträge bei der Post und Eisenbahn verwendet werden; diese Betriebe müssen sich in Zukunft selbst erhalten. Die Vereinfachung der Reichsverwaltung und ihre Verbilligung muß mit Nachdruck durchgeführt werden. Eisenbahn und Post müssen entpolitisiert und soweit als irgend möglich wirtschaftlich behandelt werden. Der Eisenbahnstreik ließ ja in einen Abgrund schauen. Wie ist der Staat übel dran, dessen Beamten sich zusammenrotten, um die Art an seine Wurzeln zu legen! Was die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft beeinträchtigt, muß weg, so besonders die Zwangswirtschaft. Wenn sie sozialistisch erscheint, sozial, gemeinschaftsbildend ist sie gewiß nicht, sondern gemeinschaftzerüttend. Denn sie ist wider die Freiheit, sie hindert die Entfaltung der freien und freudigen Kräfte. Unter dem Joch des Zwangs zu gehn und zu stehn, ist furchtbar. Wir folgen dem Gesetz, das uns gegeben ist, aber in der Kraft der Freiheit. Die wahre Freiheit wird gewirkt durch die Abhängigkeit von Gott, durch die Gemeinschaft mit ihm; sobald unser Volk wieder seinen Gott gefunden hat, wird ihm geholfen sein; viel Größeres, als der Zwang erreichen wollte, wird's tun und leisten nach dem Gesetz der Freiheit, das es in dem gottgebundenen Gewissen trägt.

Das Finanzministerium, das bisher der Ernährungsminister nebenher verwaltet hatte, soll neu besetzt werden. Das Schatzministerium hätten die Deutschnationalen als überflüssig gern aufgehoben gesehen. Aber die Regierungsmehrheit im Reichstag breitete ihre schützenden Flügel über ihren Mann, und er darf weiterhin auf seinem Ministerstuhl sitzen.

Die Steuern, die dem deutschen Volk auferlegt werden, sind so hoch wie in keinem Land Europas! Der verlorene Krieg wird uns noch lange Jahre schwer wie ein Felsblock auf den Schultern liegen. Denn Genua, die neue Konferenz, bringt uns keine Erleichterungen, sondern nur neue Lasten. Frankreich läßt nicht nach, uns auszuquetschen, ein Folterknecht so grausam, wie nur einer sein konnte im finstern Mittelalter. Poincaré will's und Lloyd George, der Engländer, sagt dazu Ja und Amen. Rathenau, der neue deutsche Außenminister, der im Hauptausschusse des Reichstags über die außenpolitische Lage redete, besonders auch über die Wiederherstellungsfrage, hat ja gute Hoffnungen. Er ist von der einzigen Richtigkeit seiner Erfüllungspolitik voll und ganz überzeugt. Die den Wagen anders gelenkt haben wollen, zieht er der Verwegenheit und der Torheit, sie haben nicht den klaren Blick für die Wirklichkeit und die Weltlage. Der Mann ist eben ein Jude, nichtdeutscher Bluts, und denkt durchaus international, er vertritt die Interessen des internationalen Kapitals. So hofft er denn alles Heil von der Beteiligung Amerikas an der Lösung des Rätsels, wie Europa geholfen werden kann. Aber Amerika hat klar und bündig erklärt, daß es mit der Konferenz von Genua nichts zu schaffen haben wolle. Wenn's dabei viel Geld verdienen könnte, wie im Weltkrieg, würde es sich sicherlich nicht ausschließen.

In England sind weite Kreise mit Lloyd George nicht mehr zufrieden. Sie sehen, daß England zwar den lästigen Nebenbuhler Deutschland los hat, daß ihm dafür aber zwei andere ganz gewaltig auf den Leib gerückt sind, nämlich Amerika und Frankreich. Frankreich spielt in Europa jetzt schon die erste Geige; England muß nach seiner Melodie tanzen; Poincaré regiert die Stunde. Das geht hart gegen den englischen Weltmachtsstolz. Dazu hat Irland seine Unabhängigkeit erhalten; im Unterhause hat man

das Gesetz darüber angenommen, wie sehr auch die Ulsterleute brüllten. Aegypten will auch möglichst selbständig sein, und Lloyd George hat bereits die Freikarten dort ausgeteilt. Nach Aegypten aber kommt Indien. Die Knechte wollen freie Herren sein, und sie erreichen's. Aber was dann, wenn ein Fell nach dem andern davonschwimmt? Sie stehen bereits vor der Tür, die dem Herrn Erminister Lloyd George den Sessel hinausstellen; einstweilen haben sie ihm noch eine Gnadenfrist bewilligt, bis die Genueser Konferenz vorbei ist. Dann aber! Alle Schuld rächt sich auf Erden. Auch für die Franzosen kommt der Tag!

R. S.

Kirche und Mission.

In dem Bericht über die Landesynode in Nr. 10 finden sich leider 2 nicht bedeutungslose Unrichtigkeiten: 1. Das sog. Ruhestands-gesetz ist einstimmig angenommen, aber nicht abgelehnt worden. Wichtig ist, daß die Liberalen gegen die wichtigen §§ 1-3 gestimmt und es verhindert haben, weil 1 Stimme zur $\frac{2}{3}$ Mehrheit fehlte, daß eine entsprechende Bestimmung über Zurücksetzung auch in die Verfassung gekommen ist. 2. Die Verfassungsänderung bezüglich der Besetzung sämtlicher Patronatspfarreien ist nicht abgelehnt, sondern mit allen gegen 3 Stimmen angenommen worden. Abgelehnt wurde durch die gleiche Opposition die von der Verfassungskommission vorgeschlagene Änderung: die Besetzung der Patronatspfarreien geschieht durch den Patron unter Mitwirkung der Kirchenregierung und der Gemeinde. Die angenommene Fassung dagegen lautet: die Besetzung der Patronatspfarreien geschieht unter Mitwirkung der Kirchenregierung und der Gemeinde, was im Grunde dasselbe besagt. Die abgelehnte Fassung enthielt eine Freundlichkeit gegen die Grundherren, welche durch Annahme des sogenannten Ternaverfahrens bei der Besetzung ihrer Pfarreien den Gemeinden außerordentlich weit entgegengekommen und ihnen ein wesentliches Recht der Mitwirkung bei der Pfarrbesetzung gewährt haben.

Haltungen. In der Zeit vom 1.-12. Februar war bei uns Evangelisation durch Pfr. L. Meier von Dürren. Es war die erste Evangelisation in unserm Ort und wir müssen beschämend bekennen, daß wir unserm großen Meister nicht soviel zugetraut haben, daß wir nicht schon von vornherein mit mehr Siegeszuversicht an das Werk gingen. Der festliche Klang unserer heimatl. Glocken lud laut rufend durch die abendliche Stille die hungrigen Seelen ein, und siehe, erst jügernd, dann mit immer mehr Interesse, folgten zuletzt viele ihrem Ruf. Ein reicher Tisch war gedeckt und Gottes Wort mit Geist und Kraft fand Zugang zu vielen Herzen und Seelen und wirkte Leben bringend. Das Gleiche dürfen wir auch berichten von dem Bibeltags in den Nachmittagsstunden. Wir standen unter einer Segensfülle und Jesus wurde uns groß gemacht. Der letzte Tag des Festes war der herrlichste, die Kirche voll wie noch selten. Unser lieber Herr Pfr. Meier, wir dürfen ihn schon so nennen, denn wir hatten ihn lieben und schätzen gelernt in diesen Tagen, redete über das Thema: „Was die Gnade vermag.“ Er verstand es, mit geistvollen Worten uns die Liebe Jesu groß zu machen, und in der Tat zerfloßen unter der Wucht dieser Predigt in manchem Menschenherzen der Stolz und Eigenwille. Es wogten Stürme inneren Erlebens in manch einer Brust. Die folgende Nachversammlung war der beste Beweis; 250-300 Personen fanden den Mut, daran teil zu nehmen und als es den Entschluß galt, treu in die Nachfolge unseres Herrn und Heilandes zu treten, waren es wohl an die 150-200 Seelen, die erneut es gelobten, ernst zu machen. Am besten kam dies zum Ausdruck in den Gebeten, denn es wollte kein Ende nehmen das Loben und Danken. Manches Menschenherz hat dem Evangelisten seinen Kummer in den Sprechstunden offenbaren können und hat Frieden gefunden in der vergehenden Gnade des Herrn.

Das Leipziger Missionsfeld in Ostafrika ist im Juli August von den beiden Amerikanern Dr. Brown und Pastor Zeisinger besucht worden. Auf allen Stationen eilten ihnen hunderte von Christen entgegen, die Kirchen waren überfüllt. Besonders gelitten hat das Paregebiet, wo z. T. die Wohnhäuser in abler Verfassung waren, die Schulen so gut wie vernichtet, die Grundstücke von Unkraut überwuchert. Gleichwohl waren die Reisenden auch dort im Blick auf die ungünstigen Verhältnisse seit 1914 überrascht, daß überhaupt noch ein Rest von Christen treu geblieben war. Das ganze Missionswert ist vor dem Zerfall bewahrt.

Liebesgaben.

Geschäftsstelle des Badischen Landesvereins für Innere Mission
Karlsruhe (Baden), Kreuzstr. 23. Postfachkonto Karlsruhe 7826.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1921 gingen folgende Gaben ein: (Fortsetzung.)

2. Zur Uebermittlung an andere Missionswerke. (Bei Ueberweisungsaufträgen bitten wir unsern schwer kämpfenden Bad. Landesverein für Innere Mission freundlich gedenken zu wollen.) Mosbach: dch. Pf. Schweifhart Oberwald v. Hpt. 2. 10.—, Pf. Kahler Oberstadt 5.—, kath. Müller Sa. 3.—, Fr. Haas Gotha 10.—, dch. Pf. Erdacher Eingen 5. D. aus Christenl. Kleinfeinbach 10.35, dch. Pf. Herrmann Ka. a. d. S. Bahnenberger Stiftung 20.—, dch. Pf. Schönthal Friedrichsfeld 10.—, dch. Pf. A. Pfenh. 50.—, dch. Pf. Köllner Röhdingen v. Ung. 10.—, dch. Pf. Schweifert Graben 30.—, dch. Pf. Käfani Weichenreut 6.—, Ebt. Ruhheim 10.—, dch. Wit. Nieden Aue 10.—, Ung. Freiburg 40.—, Oberl.

